Mogelpackung mit Nebenwirkungen

Unternehmerin Carolina Müller-Möhl über die Familieninitiative

Politiker entpuppen sich immer mal wieder als wahre Verpackungskünstler. Und sie haben damit Erfolg. Wer konnte schon dagegen sein, «der Abzockerei» einen Riegel zu schieben, und wer würde sich einer «Familieninitiative» verweigern, die doch nur die zu Hause erziehenden Mütter unterstützen möchte? Warum also wehren sich das Parlament, der Bundesrat, Männer- und Frauenorganisationen, warum wehren sich – mit Ausnahme der federführenden SVP – auch alle Parteien dagegen? Ganz einfach: Weil in der Verpackung eben nicht drin ist, was drauf steht.

Das allerdings ist vielen Stimmbürgern und -bürgerinnen offenbar nicht aufgefallen. Wieso auch. Wer möchte denn Steuergeschenke ablehnen, die scheinbar «den Familien» zugute kommen? Ablehnen sollten die Initiative alle geschiedenen Mütter und Väter (oder solche, die es noch vor sich haben), ablehnen sollten sie zudem alle Familien, in denen beide Elternteile erwerbstätig sein müssen, weil man sonst nicht über die Runden kommt. Und ablehnen sollten sie alle Familien, die ihre Kinder ergänzend zur Familie ausserhalb fördern und betreuen lassen wollen. Alle zusammen machen einen Grossteil der Familien von heute aus. Nur gerade 29 Prozent der Familien mit Kindern unter 7 Jahren leben das traditionelle Modell der Paarbeziehung – Mann verdient das Geld, Frau kümmert sich um die Kinder. Nur eine Minderheit kann sich diese Familienversion überhaupt leisten. Nämlich nur diejenigen

«Nur eine Minderheit kann sich diese Familienversion überhaupt leisten»

Familien, in denen der Mann so viel verdient, dass es für ein komfortables Leben einer ganzen Familie reicht. Mit der Familieninitiative würden wir alle die Umverteilung von den weniger Begüterten an die Wohlhabenden mitfinanzieren. Sie wird den Staat 1,4 Milliarden Franken kosten.

Aber hinter dem Vorstoss der Traditionalisten steckt noch mehr: Die Initiative suggeriert, dass das Modell des Alleinverdienenden für alle erstrebenswert und die einzig gesellschaftlich akzeptierte Form des familiären Zusammenlebens sei. Dass dies bei einer Scheidungsrate von rund 50 Prozent und den vielen Patchwork-Familien ein frommer Wunsch ist, versteht sich von selbst.

Wird die SVP-Initiative angenommen, werden jene benachteiligt, die frei ihre Familienform wählen wollen. Und wir gehen wieder einen Schritt zurück in der Entwicklung, die den Menschen, insbesondere aber den Frauen, die Freiheit gegeben hat, Kinder aufzuziehen und gleichzeitig auch im Beruf Erfüllung zu finden. Diese Freiheit möchten die meisten heute nutzen. So sind 60 Prozent der Frauen in der Schweiz berufstätig. Dass die SVP teuer und gut ausgebildete Frauen wieder an den Herd zurückbringen will, ist darum brisant, weil diese Frauen viele Stellen besetzen könnten, für welche die Schweizer Wirtschaft ansonsten auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen ist. Wie war das noch mit der Initiative der SVP für einen Zuwanderungsstopp? Kein Wort verlieren die Initianten auch darüber, wie in der Praxis überprüft werden soll, wer seine Kinder wirklich «selber betreut».

Kurz: Die Initiative ist rückwärts gewandt und huldigt einem Familienideal, das für viele keines ist und sein kann, sie bevorteilt die Reichen und kreiert «Staatsmütter», die vom Gemeinwesen subventioniert werden.

Ich lehne sie aber vor allem darum ab, weil ich überzeugt bin, dass in einer zukunftsgerichteten, erfolgreichen Schweiz gut ausgebildete Frauen eine der kostbarsten Ressourcen sind, die dieses Land unbedingt nutzen sollte. Wir können es uns schlicht nicht leisten, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie noch zusätzlich zu erschweren und diejenigen zu belohnen, die es am wenigsten nötig haben.

Jetzt fehlt nur noch der Ehrendoktor

Mittagessen mit Polo Hofer, Schweizer Rock-Ikone, der letzte Woche eine von ihm entworfene Briefmarke präsentierte

VON BENNO TUCHSCHMID (TEXT) UND ESTHER MICHEL (FOTO)

Geerdet, witzig, bodenständig: Polo Hofer, 68

Polo Hofer zündet sich eine Zigarette an, nimmt einen Schluck Sauser, schaut von der Terrasse des Restaurants Panorama über den Thunersee und sagt: «Schaut euch den Niesen an! Das ist der Fuji des Berner Oberlands!» Polo Hofer braucht nicht viel Anlauf, um einen träfen Spruch zu landen. Dieses Talent hat ihn zur nationalen Ikone gemacht. Das und die 26 Chart-Hits seiner Karriere. Polo Hofer, 68, ist die Marke in der Schweizer Musikkultur.

Die Marke hat jetzt auch eine Briefmarke. Ein weisser fliegender Rock-'n'-Roll-Schwan. Von Polo Hofer entworfen, von der Post am Dienstag präsentiert. Zwei Dinge hätten ihm noch gefehlt, sagt der gelernte Handlithograf Hofer: eine eigene Briefmarke und ein Ehrendoktor. Der Ehrendoktor kommt vermutlich auch noch.

In anderen Ländern bräuchte einer wie Polo Hofer Bodyguards. Er sitzt neben seiner Frau Alice im Restaurant Panorama oberhalb von Gunten BE, zehn Minuten von ihrem Wohnort Oberhofen entfernt. Er wirkt hager. Die chinesische Wirtin fragt, wie es ihm gesundheitlich gehe. «Immer gut, wenn ich hier esse», schnarrt er in seinem unverwechselbaren Ton. «Nimm das Vogelnest mit Ente», sagt Hofer zum Journalisten. «Dasch guet.»

Polo Hofer ist, wie die Schweizer ihre Stars wollen. Geerdet. Witzig. Bodenständig. Seit über 40 Jahren schaut ihm die Schweiz auf der Bühne zu – und verzeiht ihm alles. Die Liebe zum Haschisch, die zum Wein, die politischen Statements.

Hofer ist Schweizer Volkseigentum.

Doch das Volkseigentum Hofer blickt auch seit 40 Jahren von der Bühne auf die Schweiz zurück. Sein Blick ist nicht ganz so nachsichtig: «Die Schweiz ist konservativer geworden», sagt Hofer. Der beste Fiebermesser für den Konservatismus sei die Hitparade. «Helene Fischer», raunzt er.

Gross geworden ist Hofer im Rausch der 1968er-Jahre. In einer Zeit, in der die Revolution unaufhaltbar schien. «Ich dachte, die Revolution kehre alle 12 Jahre zurück.» In den 80ern kam sie zurück – und wandte sich gegen Hofer. Aktivisten jagten ihn mit Eiern und Bierflaschen von einer Zürcher Bühne. Hofer galt als Kapitalist. Er hatte sich mit einem Song für Roger Schawinskis Radio 24 eingesetzt. Der Zwischenfall ist längst eine Episode. Die heutige Jugend scheint dem Rocker da mehr Sorgen zu machen. «Irgendwann in den 90ern verlagerte sich die Revolution ins Digitale», sagt er. Party-Demonstrationen wie «Tanz dich Frei» sind für ihn eher Wohlstandserscheinung denn Protest.

Polo Hofer nimmt seine getönte Sonnenbrille ab, setzt die Lesebrille auf und schaut in die Menükarte, bestellt Ente. Er wirkt jetzt alt. Die Tränensäcke sind schwerer geworden, die Furchen in seinem Gesicht tief. Aber wie sagt es Hofer selbst: «Lieber vom Leben gezeichnet, als von Rolf Knie gemalt.» Hofers Augen sind hellwach. Und der Geist auch.

Die Gedanken von Hofer reichen weit über ein 5-Sekunden-Statement der SRF-Cervelat-Promi-Sendung «Glanz und Gloria» hinaus. Aber die Schweiz interessiert sich mehr für Polo als Sprücheklopfer.

«Jetzt bin ich auch noch chinesisches Volkseigentum»

Grund zum Protest sieht er immer noch. «Schau dir die 1:12-Initiative an. Dasch es Zeiche!» Hofer wird Ja stimmen. Er habe aus Interesse das Lohnverhältnis zu seinen Musikern ausgerechnet. «Es ist knapp 1:4. Nicht schlecht, oder?»

Er bestellt einen Dreier Roten. Die chinesische Wirtin kommt zurück und fragt nach einem Bild. Ein iPhone blitzt. «Jetzt bin ich auch noch chinesisches Volkseigentum», kalauert Hofer. Die Handykameras seien ein Fluch, sagt Hofer. Ein Gang durch Menschenmassen kann zum Spiessrutenlauf werden. Aber richtig aufregen mag sich Hofer nicht mehr. Auch nicht über die Boulevardmedien.

Die Kellnerin schenkt Rotwein ein. Erst im September kehrte Hofer aus einer Klinik zurück. Blutuntersuchungen. Seither habe er sich «altersbedingte Zurückhaltung» auferlegt. Hofer schmunzelt. Die Boulevard-Blätter Ringiers würden jede Woche anrufen, «um mich beim Sterben zu erwischen».

Zum Tod hat Polo Hofer ein unverkrampftes Verhältnis. Seine Frau Alice betreibt ein Sarg-Atelier. «Ich bin schon probegelegen. Ich hab Standardgrösse.»

Aber jetzt kommt erst mal noch Album Nummer 30.

Raubkunst-Versteck aufgeflogen

Es waren doch nicht Schweizer Banksafes

So, so, jetzt hat also Deutschland die Kavallerie gegen sich. Die Weltöffentlichkeit und Interessenverbände der Holocaust-Geschädigten laufen Sturm. Fast zwei Jahre haben die bayerischen Behörden den Kunstfund in der Münchner Wohnung von Cornelius Gurlitt geheim gehalten. Und nichts zur Aufklärung der Besitzverhältnisse der im Krieg geraubten Bilder beigetragen.

Dabei gingen die Vermutungen, vor allem auch der deutschen Kunstexperten, jahrzehntelang in eine andere Richtung. Die nach

Ewa Hess
Ressortleiterin Kultur

dem Krieg nicht mehr gefundenen Kunstwerke seien in den Schweizer Banksafes verschwunden, hiess es. Oder in den Kammern der hiesigen Zollfreilager.

Die Deutschen pflegen zu den Schweizer Banksafes eben ein emotionales Verhältnis. Um ihre Geheimnisse zu knacken, scheuen sie sich nicht, ihre eigenen Gesetze zu brechen. Gestohlene CDs? Her damit! Und als ein alter Mann mit 9000 Euro im Sack (erlaubt sind 10 000) an der Schweizer Grenze seinen Wohnort nicht angeben konnte, war das den deutschen Fahndern Grund genug, um ihn zu bespitzeln, in seine Wohnung einzubrechen und seine Bilder schon mal vorsorglich wegzutragen.

Am Ende ist es ja doch gut herausgekommen. Die gespenstische Sammlung wurde gefunden, über die Bilder kann nun gerecht verfügt werden. Doch warum ist man noch nicht weiter? Was haben die Behörden seit Februar 2012 getan?

Wahrscheinlich darüber nachgedacht, welchem Schweizer Galeristen sie die Schuld an der ganzen Affäre in die Schuhe schieben könnten.